

Dr. Emanuel Friedli : ein getreuer Hüter bernischen Volkstums

Autor(en): **Jaggi, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr. Emanuel Friedli

ein getreuer Hüter bernischen Volkstums

von A. Jaggi, Bern — Fortsetzung und Schluß

Die Begegnung mit Otto von Greyerz und der Weg zum Bärndütsch

In den sieben Wochen, die Friedli, mit Gartenarbeit beschäftigt, in Bürglen verbrachte, lernte er Otto von Greyerz kennen, der mit den Seinen zum Bruder auf Besuch kam und dem bisherigen Gottstatter Pfarrer eine Anstellung am schweizerischen Idiotikon in Zürich vermittelte. Während der dortigen sechs unfrohen Jahre keimte in Friedli allmählich die Idee zu seinem Werk, und zwar mehr oder weniger im Widerspruch zum Verfahren des Idiotikons. Was dieses anstrebte, war zur Hauptsache eine Sammlung von sprachwissenschaftlich oder kulturgeschichtlich und volkskundlich interessanten Wörtern, Wortbildungen, Wendungen und Redensarten — ein an sich natürlich berechtigtes und verdienstliches Unternehmen. Allein Friedli wollte mehr. Er faßte die Sprache in erster Linie als Spiegelbild der Volksseele und des Volkscharakters auf und wollte sie nicht losgelöst von ihrer lebendigen Unterlage schildern, der Arbeit, des Sonn- und Werktags, des Spiels, der Fest- und Trauerzeiten, d. h. er stellte sich die Aufgabe, im Spiegel der Sprache ein anschauliches Bild des gesamten Volkslebens zu zeichnen.

Es verstand sich für ihn von selbst, daß man bei einem solchen Unternehmen unmittelbar und sozusagen eigenhändig aus dem Volke schöpfen mußte; denn das Schönste und Wertvollste an gemütreicher, praktischer Lebensweisheit, ethischem Empfinden und religiösem Sinn lebte, so war er überzeugt, im Verborgenen und konnte hier wundervollen sprachlichen Ausdruck gefunden haben, ohne daß man diese Schätze jemals mit Hilfe eines Fragebogensystems in irgend eine beliebige Zentrale einzuziehen vermochte. Die Liebhaber der Wunderblumen müssen selbst auf die Suche gehen; sie werden ihnen nicht von Dritten geliefert.

Sprache und sprachliche Erscheinungen interessierten Friedli aber auch um ihrer selbst willen, und es war ihm, als ob er dem Bodenständigen, Träfen, Bündigen und auch Zarten in ihnen zu Hilfe kommen müßte. Nach seinem Empfinden war dieses ähnlich bedroht, gefährdet und notleidend wie das arme Volk der Weber und Steinhaldenbäuerlein. „Existenzkämpfer“, so nannte er all das, was im Bereich des Tieres, der Pflanze, des Menschen und des Geistes mühsam um sein Dasein rang und sich mühsam für dieses wehrte. „Existenzkämpfer“ — das war für ihn ein inhaltsreicher Begriff, zeitweise bis zum Rande gefüllt von eigener, schmerzlich verwundender Erfahrung.

Während der erwähnten sechs Zürcher Jahre verbrachte Friedli jeweilen den Monat August im Bernerlande, sah in Bürglen Otto von Greyerz und legte diesem etwa um 1900 seine Ideen dar. Er betonte, daß er zu ihrer Durchführung von Landschaft zu Landschaft reisen und den selbst an Ort und Stelle gesammelten Stoff auch da verarbeiten müßte. Otto von Greyerz erfaßte sogleich, was Friedli in noch etwas wilden und unklaren Umrissen vorschwebte und ging mit warmem Interesse, doch zugleich vorsichtig und kritisch auf seine Gedanken ein. Am treffendsten hat hierüber Otto von Greyerz selbst berichtet: „Von schwankender Gesundheit und zu Melancholie geneigt, mit Familienjorgen belastet, unbekannt in der Gelehrtenwelt und ohne Ausweise über regelmäßige oder gar abgeschlossene Fachstudien, so stand der kleine Mann mit den großen Plänen vor mir. Ausgerüstet wie David bloß mit Schleuder und Stein, aber voll Glauben. Was er erstrebte und mir entwickelte, war ein unklares Gewoge von Arbeitsplänen, denen die Kraft der kristallisieren-

den Grundidee noch fehlte. Allein über die Reinheit der Begeisterung, die nicht der Hauch eines eilen, selbstsüchtigen Gedankens trübte, konnte man nicht im Zweifel sein.“*) Daß dies Otto von Greyerz nicht war, ist ein Verdienst. Was Friedli vorläufig am dringendsten brauchte, das war Vertrauen. Er erhielt es.

Die Hauptfrage war nun, wie sich die notwendigen Geldmittel beschaffen ließen. Im Jahre 1901 kam man überein, bei der Bernischen Regierung um eine Unterstützung des geplanten Werkes nachzusehen. Otto von Greyerz übernahm die Aufgabe und sprach beim damaligen Unterrichtsdirektor Dr. Gobat vor, mit dem Erfolg, daß dieser am Schluß des Gespräches verfügte: „Der Mann soll mir eine Probe machen“.

In den Augustferien 1901 ging Friedli auf von Greyerz' Rat zu Simon Gfeller auf die Egg bei Lüzelflüß und verfaßte dort zwei Textproben: „Käserei“ und „Spinnen und Weben“. Otto von Greyerz stellte die Arbeit in Maschinschrift mit den vorher vereinbarten eigenhändig eingefügten phonetischen Zeichen Regierungsrat Dr. Gobat zu. Dieser erwiderte mit einem schmeichelhaften Kompliment.

Am Ziel war man aber damit noch lange nicht. Zunächst galt es, einen Verleger zu suchen und Verträge zu schließen, um sich so Anhaltspunkte zu verschaffen für die Berechnung der finanziellen Seite. Otto von Greyerz entschloß sich ohne jegliches Zögern, bei A. Francke anzuklopfen. Dieser machte am 10. Mai 1902 an Friedli bestimmte Vorschläge, unter der Voraussetzung, daß die Regierung gewisse Leistungen an den Autor übernehme. Es galt also, mit dieser weiter zu unterhandeln. Der Unterrichtsdirektor ließ, um seinerseits die nötigen Unterlagen zu erhalten, durch Otto von Greyerz ein eingehendes Gutachten ausarbeiten. Er sollte u. a. Auskunft geben über den literarischen und ethischen Wert dieser Publikation; er sollte erklären, in welcher Weise „die Beaufsichtigung für die Durchführung dieses Werkes“ seiner Auffassung nach am besten zu gestalten sei und ob er Friedli als unzweifelhaft befähigt zu dieser Arbeit halte. Dieses Gutachten vom 18. August 1902 — es umfaßt vierzehn handgeschriebene Quartseiten — ist in seiner Art ein kleines Meisterstück. Da spricht ein Mann voll Wärme für ein schönes und wichtiges Unternehmen, aber zugleich mit nüchterner Gründlichkeit und Ueberlegung, in den entscheidenden Punkten mit besonderer Klarheit, ja geradezu Schärfe. Die Versuchung lag nahe, Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mehr oder weniger zu verschleiern. Von Greyerz tat es nicht und stellte die Sache überhaupt in keiner Beziehung günstiger dar, als sie zunächst war. Gerade diese kernhafte Art muß viel dazu beigetragen haben, die Regierung für das Werk zu gewinnen. Es stand ein Mann dafür ein, auf den offenbar Verlaß war. So vertraute sie ihm und seiner Fürsprache.

Natürlich vergaß von Greyerz in seinem Gutachten nicht, auch den unmittelbar praktischen Zweck des Unternehmens zu betonen. Er zeigte, wie gelegentlich Ärzte, Richter, Geistliche, Lehrer „obson unter dem Landvolk lebend, dennoch in kein erfreuliches Verhältnis zu ihm treten können, weil sie es nicht verstehen. Ja . . . die durchaus natürlichen ehrbaren Meinungen des Landvolkes, seine altertümliche Sprache, seine Sitten und Gebräuche gering schätzen, ohne eine Ahnung zu haben,

*) Bärndütsch, Werbeschrift für Emanuel Friedlis Bärndütsch, als Spiegel bernischen Volkstums, S. 1. In der Schilderung des Anteils Professor Dr. Otto von Greyerz, an Friedlis Bärndütsch lehne ich mich eng, zum Teil wörtlich an meinen Artikel an, in „Unserm Otto von Greyerz zum 60. Geburtstag“, A. Francke N.-G., 1923, S. 46 ff. Die zuvorkommende Erlaubnis des Verlages sei hier bestens verdankt.

daß in diesen Dingen die tüchtige Eigenart des Volkes . . . sich fort erhält“.

Weiß man eigentlich auf dem Lande, was für einsichtige Fürsprecher ihm oft gerade in der Stadt erwachsen?

Von den Mitgliedern der einzusehenden Kommission sagte er, sie würden „nicht als Zensoren, sondern als wohlwollende Ratgeber mitarbeiten, welche der Individualität des Verfassers gerne diejenige Freiheit einräumen, die er zu einer freudigen Arbeit nötig hat“.

Die Einsetzung einer solchen Kommission hatte Friedli übrigens selbst — und mit gutem Grunde — gewünscht und ange-regt. Sie hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Otto von Greperz war ihr Präsident von 1902 bis August 1907, und dann wieder von 1916 bis heute. Er beforgte während dieser Zeit den umfangreichen schriftlichen Verkehr mit der Regierung und dem Autor fast völlig allein. Für Friedli und sein Werk standen Präsident und Kommission ein, wo es immer nötig war, und mit stets gleichbleibendem Wohlwollen. Besonders zeitraubend für die Mitglieder der Kommission, vor allem für ihren Präsi-denten, war die Lektüre der Manuskripte.

Mißliche Folgen für das Bärndütsch hatte, um das hier vorauszunehmen, der Krieg. Infolge der unverhältnismäßig ge-stiegenen Kosten war die Drucklegung der im Manuskript ferti-gen oder nahezu fertigen Bände Twann und Narwangen vor-derhand unmöglich geworden. Da gründete Otto von Greperz im Sommer 1920 die „Bärndütsch-Gesellschaft“, um Geldmittel zu beschaffen. Sie veranstaltete Vorträge, Vorleseabende, thea-tralische und musikalische Aufführungen und endlich die „Bärn-dütsch-Feste“, das erste im Sommer 1922.

In der Klausen und unter dem Volke

An seinen Arbeitsstätten trat Friedli mit schier zahllosen Menschen in Verbindung, schaute ihnen aufs Maul, spitzte das Ohr und hielt mit fleißigem Stift fest, was er hörte und wie er es hörte. Mit seinem ursprünglichen, lebendigen Interesse für die Sprache und das Volksmäßige steckte er Besucher und Be-suchte an und machte sie zu seinen Mitarbeitern. „Da hätte Friedli Freude!“ hieß es am Familientisch, wenn im Gespräch zufällig besonders seltenes und auffälliges Kultur- und Sprach-gut zum Vorschein gekommen war, „wir wollen es aufschreiben und ihm mitteilen“. Auch stiefelte er überall herum. Er habe sein Bärndütsch mit den Beinen geschrieben, so pflegte er zu sagen — nur mit bedingtem Recht; er hat es vielmehr mit dem Herzen getan. Verblüffend rasch faßte er jeweilen an seiner neuen Wohnstätte Wurzeln und nahm innigen Anteil an Wohl und Wehe der ihn Umgebenden. Ohne das wäre es ihm niemals in dem erreichten Maße gelungen, in Sprache, Ortsbrauch, Glauben und Empfinden des Volkes einzudringen. Er erfuhr, wo die einzelnen der Schuh drückte, worunter sie litten, was sie erstrebten, kurz, was sie im Innersten beschäftigte. Er wußte, wer in der Fremde war, aus ihr zurückkehrte oder demnächst verreisen wollte. Er, der in eigenen Angelegenheiten sich nicht leicht zurecht fand, verstand es, andern oft sehr vernünftig zu raten und in rein menschlichen Dingen ihren Sinn läuternd zu lenken. So erlangte er auf nicht wenige, ohne es eigentlich zu

wollen, geistigen Einfluß. Wenn er erzählte, wenn er Menschen schilderte und deutete, wenn er abwog zwischen Recht und Un-recht, lobte und tadelte, anerkannte und aussetzte, so war alles kernhaft und bedeutsam. Er konnte auf ein langes Leben mit reichen Erfahrungen zurückblicken, und so pflegte er sich selbst als seinen eigenen Sohn zu bezeichnen, wenn er von dem, was er im Laufe der Zeit gelernt, zu sprechen begann. Man hatte dann das Gefühl, die Wendung „i bi mi Sohn“ charakterisiere den geistigen Tatbestand wirklich zutreffend.

Bermutlich wissen diejenigen, denen gegenüber Friedli sich in dieser oder jener Hinsicht nicht als ebenbürtig empfinden durfte, nicht ganz, was für ein innerer Reichtum in ihm steckte, weil er sich dann nicht so frei und unbefangen zu geben ver-mochte.

Was ihn am tiefsten mit den Menschen verband und ihm den Zugang zu ihnen erschloß, das war, es sei wiederholt, das Wissen um die Not, die er von Kindsbeinen an gekannt hat. Es bewegte ihn eine tiefe Liebe zu denen, die es im Leben schwer haben, zu den Mühseligen, die sich mit Haferstaub und Rasmilch durchkämpfen müssen. Seiner „blutarmen, aber grund-ehrlichen“ Eltern erinnerte er sich bis ins höchste Alter jeden Abend mit Dank, wenn er mit seinem Schöpfer Zwiesprache suchte.

Das Falsche und Schadhafte bekümmerte ihn in allen Le-bensbereichen, nicht zuletzt in den wirtschaftlichen und sozialen. Wo er Untüchtiges bemerkte oder zu bemerken glaubte, rief das seinem Tadel. Er murrte z. B., wenn er auf seinen Wande-rungen auf den Berglägern die Sauerampfer wuchern sah; umgekehrt dankte er denen innerlich, die „von einem Stern zum andern“ arbeiten, sorgsam haushalten und einteilen.

Für sich stellte er an das Leben die denkbar bescheidensten Ansprüche und war von einem unermüdbaren Fleiß, auch dann, wenn ihn Gebrechen plagten. Simon Gfeller, dessen selbstlose Hilfe dem Band Lützelflüh stark zugute gekommen ist, hat ihn mehr als einmal mit nasser Kompresse auf der Stirne ange-troffen, „am Schreibtisch sitzend und eifrig arbeitend. Dampf-wölklein schwebten über seinem Kopfe — auch ein Heiligen-schein“. Dankbar sei hier auch seiner längst verstorbenen zweiten Frau gedacht, die mittelbar sein Werk gefördert hat. Sechs oder siebenmal ist sie mit ihm umgezogen und hat die Mühen seiner Arbeit überhaupt willig mitgetragen. Seine letzten Jahre be-treute eine Tochter, die aus Amerika zu ihm zurückkehrte.

Das monumentale Werk, das Friedli hinterläßt, hat selbst-verständlich auch seine Schwächen. Es scheint uns, seinen Zeit-genossen, nicht ganz selten zu breit und zu mässig; auch wünsch-ten wir ihm mehr künstlerische Rundung und Entfugung. Allein es ist nicht sicher, daß die künftigen Geschlechter in hundert, zwei-, dreihundert oder mehr Jahren unserer Auffassung zustimmen. Sie werden vermutlich auch nicht den wissenschaftlichen Teil der Arbeit, die Ableitungen und Deutungen, am meisten schätzen, sondern vor allem das, was das unwillkürliche Interesse und die Liebe für den Gegenstand gesehen, erlauscht, erkundet und in Treue aufgezeichnet hat. Freuen wir uns des großen Schat-zes, der hier gehoben wurde.

Dr. h. c. Emanuel Friedli starb im Alter von 92 Jahren am 5. April 1939 in Saanen.

Dr Alltag

G. M. Tanner-Meschlimann

Dr Alltag cha ou sunnig sy,
We's scho heißt, är'fig grau.
Ar het nid öppe Näbel gärt,
Het lieber ds Himmelsblau.

Un es ligt nume grad a dir
Z'bestimme ds täglech Gwand,
So wie nes jederesch Möntschehind
Eys Glück het i dr Hand.

Wär freudig gäng sy Arbeit tuet,
Die gringschti ou im Huus,
Weiß, was dr Alltag sunnig macht,
— Es chunnt vo innen uns!